

Die Mutter

Autor(en): **Gerlach, Richard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **63 (1959-1960)**

Heft 8

PDF erstellt am: **27.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-668291>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

D I E M U T T E R

Liebe strömte aus ihrem Blick, zärtliche Sorge, als ich am Fenster des Zuges, der nun schon anfuhr, noch einmal ihre Hand in meine nahm. Ihre Augen waren feucht, aber sie lächelte tapfer, als sie sagte: «Bleib gesund, mein Junge.» Sie blieb zurück, ich beugte mich hinaus und winkte, bis der Zug sich in die Kurve legte. Wie oft hatten wir schon Abschied auf diesem Bahnsteig genommen, damals, als ich ins Feld kam, und später dann, wenn ich fortreiste, weit manchmal, für ein Jahr, und immer, wenn ich dachte, wie nahe ich ihrem Herzen war, sah ich sie neben dem Zuge stehen und die Tränen bekämpfen. «Ich schreibe morgen, es ist ja nicht lange bis Weihnachten», rief ich noch. Sie sagte nicht, dass sie Angst hätte, ich könne einmal zu spät kommen.

Die Mutter sah in dem grossen, erwachsenen Menschen immer noch das Kind. Sie hatte es mit Schmerzen geboren, sie war des Nachts bei ihm gewesen, wenn es schrie. Das erste Lächeln hatte sie entzückt, und den ersten Schritt hatte sie behütet. Um ihre Füsse war man gekrabbelt und gehüpft, und den Müden und Schläfrigen trug sie auf ihren Armen. Ihre Worte waren es, die der Knabe nachplapperte, sie war zu jeder Stunde da, wenn man nach ihr rief. Sie tröstete den ersten Schmerz, und es tat ihr selbst sehr weh, wenn sie dem störrigen kleinen Nichtsnutz einen Klaps geben musste. In ihrer Gegenwart war man gegen alles Böse gefeit und konnte glücklich sein.

Auch der Vater war da, dulddend und wohlwollend, doch ging er manche unbegreiflichen Wege und neigte sich nur seltener zu den Spielen herab. Die Freude und der Kummer der Mutter aber waren dasselbe wie unsere eigenen winzigen Nöte, Ausgelassenheiten und Anfechtungen, die Welt reichte nicht weiter als das Haus und der Garten, und hier herrschte ihr Frohsinn, alles war hell, gütig und einfach.

Eines Tages nahm meine Mutter mich bei der Hand, ich durfte den Tornister auf den Rücken schnallen und die Brottasche umhängen, ich war

ein Schuljunge. Jetzt hiess es stillsitzen und aufpassen, das war anfangs gar nicht leicht, die ungelinken Finger spritzten Kleckse in das Heft, und der Lehrer war streng und hatte einen Rohrstock. Der Bub tat in der Schule nicht immer gut, er war faul, widerspenstig und störte gelegentlich. Die Mutter schalt kaum über die schlechten Zeugnisse, sie verteidigte den Strafwürdigen gegen die Vorwürfe des Vaters, es würde schon noch werden, man müsse nur Zeit lassen, der eine entwickle sich früher, der andere später.

Wie die Liebe der Mutter, so ist auch der Glaube an die rechte Bahn ihres Kindes grenzenlos. Wenn alles dagegen spricht, sie wird nicht irre. Ihr Vertrauen ist unerschöpflich, zu ihr kann man immer flüchten, und darum hilft keine Kraft den straukelnden jungen Menschen so über Abgründe und Gefahren hinweg wie die lichte Zuversicht seiner Mutter.

Man hat ja den Gedankenflug und die Heiterkeit der Seele von ihr, man denkt, wie sie denken würde und wie sie früher vielleicht gedacht hat, man empfindet wie sie. Es ist schmerzlich für sie, wie der Grösserwerdende ihrer schon weniger bedarf, wie er sich loslösen muss von ihrem Kreise und wie er selbständig wird. Stolz zeigt der Jüngling den Anzug, den er selbst verdient hat, aber der Mutter ist zwiespältig dabei zumute, denn nun wird er ihr wohl auch bald das Mädchen zuführen, mit dem er den eigenen Hausstand begründet. Ist es noch nicht zu früh? Und müsste die Frau, die sie ihm wünscht, nicht mit den seltensten Tugenden begnadet sein?

Aber wie das Leben auch verläuft, das Innige und Zarte, das Band zwischen Mutter und Kind kann nie zerrissen werden. Kaum in dem eigenen, selbsterarbeiteten Haus wird man so heimisch wie bei der Mutter, nirgends schmeckt das Essen wie bei ihr, und Tisch und Stuhl erzählen von schönen vergangenen Zeiten. Ein Abglanz ihrer seligsten Zeit leuchtet für die Mutter noch einmal auf, wenn sie den Enkeln über das Haar streichelt, wenn die Kinder wieder auf ihrem Knie reiten und tausend Fragen haben. Dann verschwendet ihr stiller gewordenes Dasein wieder alle Liebeskraft.

Nie ist die Mutter überflüssig, auch der Greis an der Schwelle des Grabes ruft noch nach ihr, und nie bedürfen wir ihrer mehr, als wenn wir im Fieber krank und zerbrochen daliegen. Dann wissen wir wieder um die Hände, die kühl auf unserer Stirn lagen und jeden schlimmen Traum verschleuchten.

Einmal ist es das letzte Mal gewesen, dass man zu dem Bahnsteig zurückwinkte. Und alles Leid der Welt ist in dem Augenblick versammelt, wenn eine Mutter stirbt. Aber auch wenn wir nun zu ihrem Grabe gehen, nichts ist so stillwirkend alle Tage und Nächte in unserem Sein wie unsere Mutter. Sie ist bei allem Leben, bei jeder tiefen Not und bei jedem Glück liebend dabei, unsichtbar wohl, aber dem Herzen nie ganz entrückt.

PFINGSTLICHER BRIEF

Lieber Freund,

Sie fragen mich, was ich Pfingsten unternehmen werde und fügen gleich an, dass Sie etwas Grosses, einen Ausflug mit einem Car, vorzubereiten hätten. Ob ich . . . mit von der Partie sei . . . Werden sie mir zürnen, wenn ich nein sage? Ich habe Ostern in Erinnerung: überfüllte Strassen, überfüllte Hotels, das Fieber der Touristen, ihre unglaubliche Neugierde auf allen öffentlichen Stätten, wo es «etwas zu sehn gibt».

Nehmen Sie mir's nicht übel, wenn ich zuhause bleibe. Zu Hause nicht in einem sehr strengen Sinn, doch in seinem altväterlichen Verstand. Ich möchte Pfingsten hinter den letzten Häusern unseres kleinen Ortes herwandern, möchte den kleinen Hügel im Süden ersteigen — er ist mit jungen Buchen bestanden und kennt nur ein paar Fusswege —, möchte möglichst jede grössere Verkehrsrouten vermeiden und einmal nichts sehen, was an die schreckliche Hast, an ihr atemraubendes Tempo erinnert, keinen Wagen, keine überfüllten Strassen, nichts was das «Tägliche» heraufruft.

Und auch hören möchte ich einmal wieder kein Surren, Schnauben, Pfauchen, Knurren, Aechzen von Motoren und Maschinen, sondern nur die zaghaften Stimmen der Vögel, das plötzliche Aufplattern eines Hähers im Tann, das Rauschen von Bäumen.

Gewiss könnten Sie, lieber Freund, mit Recht einwenden, Pfingsten ist eines der wenigen kirchlichen Feste, die weniger auf die Stille, auf die Versenkung abgestellt sind. Der Heilige Geist kommt «hernieder», begnadet die Apostel mit der Gabe verschiedener Sprachen und schickte sie als Bekenner in die Welt. Also Welt-Hinwendung. Das stimmt. Aber wir sind aus diesem Stadium längst heraus. Aus der spirituellen Hinwendung ist eine materielle ohne Schranke geworden. Der Mensch ist «besessen» von der Welt, nicht vom pfingstlichen Geist. Und gerade dieser, scheint mir, kann sich wohl überall ereignen, wird sich aber in einem Naturraum der Stille noch am ehesten wiederholen. Denn Stille und Offenbarung gehen gern Hand in Hand; wer im Lärm und in der knatternden Welt unserer europäischen Strassen das alles gleichwohl findet, ist begnadet — ich persönlich laufe Gefahr, nervös, unverträglich, schlecht gestimmt dabei zu werden.

Natürlich weiss ich um die Fragwürdigkeit all unserer Zuflüchte. Bis vor kurzem schien uns die Natur wohl unvollkommen, doch von der diabolischen Wirkungszone der Bomben und Kriege mehr oder weniger entrückt. Dieser Trost ist uns auch genommen. Echte pfingstliche Besinnung kann daher wohl nur darin bestehen, dass der Mensch die wahren Quellen spiritueller Erneuerung wieder sucht. Kraft also aus einer Welt gewinnt, die über den Ausschnitt, den Zirkelschlag unserer Sinne hinausbrandet. Solche Besinnung — wer wollte es leugnen — tut uns vor allem not. Sie ist, darin liegt unsere Chance, nach wie vor möglich, aber sie geht nicht vor sich im «Betrieb», in diesem verlogenen Bildungsfieber unserer Zeit, der es um tiefere Werte bei all diesen Unternehmungen nicht mehr geht, nicht mehr gehen kann.

Daher . . . lieber Freund, lehne ich ab und versuche einmal wieder da anzufangen, wo alles echte Leben entsteht, in der Stille, in der Bescheidung, in der Wiederentdeckung des Schlichten, in der Anbetung des Schönen, das ja immer noch geschieht.

Mit pfingstlichen Gedanken

Ihr Georg Summermatter